

ALISON SMITH
Ich rufe deinen Namen

Buch

Alison und ihr drei Jahre älterer Bruder Roy sind unzertrennlich – so unzertrennlich, dass ihre Mutter sie immer bei einem Namen ruft: Alroy. An Roys Seite wächst Alison heran, er ist der Leitstern ihrer Kindertage. Doch als Alison fünfzehn Jahre alt ist, geschieht die Katastrophe: Roy stirbt bei einem tragischen Autounfall. Die ganze Familie ist vor Schock wie gelähmt, und auch Alison schafft es nur dadurch weiterzuleben, dass sie sich der Illusion hingibt, Roy werde eines Tages zurückkehren. Trost und Ablenkung findet sie nur in ihrer Klosterschule und durch die bisweilen etwas skurrilen Nonnen, die versuchen, sie aufzuheitern. Bis sie eines Tages die Bekanntschaft von Terry macht, einer neuen Schülerin, die ihr auf ungeahnte Weise hilft, aus ihrer emotionalen Erstarrung zu erwachen. Es ist der erste Schritt auf Alisons Weg zur Heilung, die ihr so lange unmöglich erschien. Und auch wenn noch viele Hürden vor ihr liegen – drei Jahre nach Roys Tod spürt sie schließlich doch so etwas wie inneren Frieden. Sie lernt, sich mit dem Schicksal auszusöhnen, den Verlust anzunehmen und Roy wirklich gehen zu lassen. Sie weiß, dass Roy immer ein Teil ihres Lebens bleiben wird – eines Lebens, dem sie nun endlich wieder mit Freude begegnen kann.

Autorin

Alison Smith hat bisher mehrere Beiträge in Anthologien veröffentlicht. Ihr Debüt »Ich rufe deinen Namen« wurde in Amerika von Presse, Buchhandel und Lesern begeistert aufgenommen. Die Autorin lebt in Brooklyn, New York.

Alison Smith

Ich rufe
deinen Namen

Roman

Ins Deutsche übersetzt
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe
erschien 2004 unter dem Titel »Name All the Animals«
bei Scribner, New York



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2006

Copyright © der Originalausgabe 2004

by Alison Smith

Copyright © der deutschsprachigen

Erstveröffentlichung 2005

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Photonica / Catterson

SH · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46311-4

ISBN-13: 978-3-442-46311-4

www.goldmann-verlag.de

für Roy

Dies ist eine wahre Geschichte.
Einige Namen und Details sind geändert worden.

Und Gott der Herr machte aus Erde
alle die Tiere auf dem Felde
und alle die Vögel unter dem Himmel
und brachte sie zu dem Menschen,
dass er sähe, wie er sie nannte,
denn wie der Mensch jedes Tier nennen würde,
so sollte es heißen.

Erstes Buch Mose, 2,19

Nicht alles trägt einen Namen.

Alexander Solschenizyn

Prolog

In dem Frühling, in dem mein Bruder Roy zwölf wurde, entdeckten wir ein verlassenes Haus in der Schlucht bei den alten Eisenbahngleisen. Roy sah es als Erster.

»Schau mal da.« Er zeigte auf das Haus, und sein knochiger Arm zitterte.

Das Sonderbare an diesem Haus war, dass die ganze vordere Hälfte fehlte, als wäre eine gewaltige Klaue vom Himmel herniedergefahren und hätte sie weggerissen. In den verbliebenen Räumen standen noch Möbel. Tapete hing von den fleckigen Wänden. Schnee klebte an den Polstern. Rostige Töpfe und Pfannen warteten in den Küchenborden auf ihre Verwendung. Es hatte den Anschein, als seien die Besitzer nur für eine Weile weggegangen, und in der Zwischenzeit habe jemand ihr Haus entzweigerissen.

»Was ist denn da passiert?«, fragte ich.

Roy starrte auf das Haus. Dann legte er sich unter einen Holzapfelbaum und stützte den Kopf aufs Kinn. Ich ließ mich neben ihm nieder. »Ich weiß nicht«, sagte er. Er kratzte sich am Hinterkopf, holte tief Luft und schlug vor, dass wir es genauer in Augenschein nehmen sollten.

»Spinnst du?«, erwiderte ich.

»Nein«, sagte er und stand auf.

»Und wenn es nun gefährlich ist? Wenn es da drin spukt?«

»Komm schon, Al.« Er marschierte auf das Haus zu.

In den nächsten Monaten zog es Roy wieder und wieder zu

dem verlassenen Haus. Wenn er über die gesplitterten Bretter trat und hineinging, nahm er seine Baseball-Kappe ab, als betrete er ein Gotteshaus. Immer wieder lagen wir in diesem Frühjahr auf der Wiese vor der Ruine. Der Boden unter uns wurde allmählich warm, der Schnee schmolz zu kleinen Rinnsalen.

Eines Tages fragte mich Roy: »Was glaubst du, was ist mit denen passiert?«

»Mit wem?«

»Mit den Leuten, die hier gewohnt haben.«

Ich sah ihn an. Er lag da und blinzelte in die Baumwipfel. »Vielleicht haben sie ein schöneres Haus gefunden«, sagte ich.

»Nein.« Er rollte sich auf die Seite. »Bestimmt nicht.«

»Was glaubst du denn?«

»Ich glaube, sie sind einfach eines Tages in ihr Auto gestiegen, weggefahren und nie mehr wiedergekommen.«

»Und wo sind sie hingefahren?«

Er schaute mich an, riss einen jungen Grashalm aus und sagte: »Vielleicht sind sie immer noch unterwegs.«

Teil I
Das Unwetter

1

Ich lernte ungefähr zur selben Zeit Schlittschuhlaufen und Laufen. Mutter brachte es mir bei, auf der Eisbahn im Stadtpark. Jedes Wochenende drehten wir dort unsere Runden, wacklig und unbeholfen, stießen uns mit der geriffelten Spitze des Schlittschuhs ab.

Im Frühling nach meinem fünfzehnten Geburtstag schmolz das Eis, wie immer im April, und dennoch ging ich zur Eisbahn, die Schlittschuhe umgehängt, und sah zu, wie das Eis wieder im Allen's Creek verschwand. Mutter kam mit unserem Campingbus angefahren, machte die Tür an der Beifahrerseite auf und rief mir zu: »Steig ein. Ich hab eine Überraschung für dich.« An diesem Tag lief ich zum ersten Mal auf einer Halleneisbahn. Dieser weiße kühle Raum, der Eisgeruch – wie das Innere einer Blechtasse –, während draußen die Sonne aufs Dach schien, die Luft erwärmte, Einlass begehrte: all das gefiel mir so gut, dass ich mich in der Schule für Eiskunstlauf anmeldete.

Die Mädchen, die 1984 in der Rochester Skating Academy unterrichtet wurden, waren eine harte Truppe – gute Springrinnen, die rasend schnell rückwärts übers Eis sausten. Ich dagegen drückte mich mit verrutschter Nickelbrille und faltigen Strümpfen in der Ecke an der Bande herum. Ich machte keine Sprünge. Meine Drehungen waren langsam und bedächtig. Aber in einer Sache hatte ich die Nase vorn. Ich war gut im Achtenfahren auf meinem Patch.

Ein Patch ist ein Abschnitt von etwa zwei auf zweieinhalb

Meter, der einem zugeteilt wird. Auf diesem Abschnitt zeichnete man mit einem Gerät, das wie ein überdimensionaler Zirkel aussah, zwei angrenzende Kreise ein. Auf der großen Acht musste man nun eine fließende Figur fahren. Was schwerer ist, als es scheint – man muss genau auf der Linie bleiben, und zwar mit Tempo. Diese Übung mochte ich am liebsten: die Stille und Konzentration im Raum, das nie endende Wiederholen einer Kufenstellung, bis der Schwung saß, die fast unmerklichen Gewichtsverlagerungen, von vorn nach hinten, von links nach rechts. Diese Hingabe an die Feinheiten, die Präzision und Ruhe, die dazu nötig waren, kamen einer Art Gebet auf dem Eis gleich.

Ende Juli, drei Monate nach Beginn meiner Ausbildung auf dem Eis, hatte ich während der morgendlichen Patch-Stunde einen Unfall. Bei der 180-Grad-Drehung in der Mitte der Acht rutschte ich aus und stürzte. Sechzehn Augenpaare blickten von ihren Abschnitten auf und starrten mich an. Meine Legwarmer rutschten mir über die Knöchel. Als ich sie hochziehen wollte, sah ich es. In der Mitte der Acht, am Schneidepunkt des oberen und unteren Kreises, war ein Blutfleck. Und im Schritt meines Trikots breitete sich auch ein roter Fleck aus. Ich schlug die Beine übereinander.

Kurz darauf sah ich im Waschraum des Eislaufvereins Blut in die Toilette tropfen. Ich rief von einem Telefon im Vorraum meine Mutter an.

»Das erste Mal«, flüsterte sie in den Hörer. Sie war in dem Architekturbüro, in dem sie als Sekretärin arbeitete.

»Ich bin völlig blutverschmiert!«

»Nur die Ruhe. Ich bin gleich da. In der Toilette neben dem Getränkeautomaten.«

»Bring einen Eimer mit.«

»Nun übertreib nicht«, sagte sie. »So schlimm ist es bestimmt nicht.«

Ich wartete auf sie in der Kabine, die am weitesten von der Tür entfernt war. Als sie reinkam, hörte ich ihre flachen Absätze auf dem Kachelboden klacken. Sie marschierte schnurstracks zur letzten Kabine und machte die Tür auf. Ich trug noch meine Schlittschuhe und hatte mir eine halbe Rolle Klopapier zwischen die Beine gestopft. Sie stützte eine Hand in die Hüfte und legte den Kopf schief. »Alroy«, flüsterte sie und schüttelte den Kopf. So heiße ich nicht. Das ist eine Kombination aus meinem Namen und dem meines Bruders. Ein Kosename, eine Abkürzung aus unseren beiden Namen. »So schlimm, Alroy?«, fragte sie.

Ich nickte und schaute zu ihr auf.

Meine Mutter hatte ihren selbst genähten Wickelrock mit den blauen Blumen an, dazu eine weiße Sommerbluse, die im Bund steckte. Ihre Haare trug sie so kurz wie Dorothy Hamill, und jetzt ragten sie unter den Ohren hervor wie Flügel, weil die Luft so feucht war. Mutter holte eine Packung extradicker Binden, eine Flasche Pillen und eine faltbare Campingtasse aus ihrer Handtasche. Sie ging zum Waschbecken, ließ Wasser in die Tasse laufen und hielt mir beides unter die Nase: in einer Hand den Becher, in der anderen zwei rosa Pillen.

»Nimm die.«

Ich schluckte die Pillen. Mutter legte mir die Hand auf die Stirn. Ich schob sie weg. Sie gab mir eine Binde und ging hinaus. Ich hörte sie draußen seufzen und mit dem Fuß tappen. Ich lehnte mich zurück. Der Spülknopf drückte mich am Rücken. Ich löste den Schutzstreifen von der Binde und zog mein Trikot runter.

Mutter fuhr mich heim. Nachdem sie mich mit Tabletten und Psalmen im Bett verstaut hatte, hielt sie mir keine stolze Rede über meine Initiation als Frau und gab mir auch keine Ratschläge, wie man Binden benutzen oder was man bei Krämpfen

machen sollte. Sie räusperte sich nur, strich sich durchs Haar und sagte: »Ich sag es Papa. Sag du es Roy.«

Dann fuhr sie ins Büro zurück.

Als Roy später an diesem Nachmittag vor meiner Tür aufkreuzte, hatte er ein Kofferradio dabei. Er kam gerade von seinem Vormittagssommerjob als Platzwart beim Golfplatz und hatte schon seine Uniform für den Nachmittagsjob als Kassierer im Supermarkt angezogen. Die steife rote Uniformweste war ihm viel zu groß und sah komisch aus an seiner dünnen Gestalt. Er schob die Tür mit dem Fuß auf und spähte herein. »Hey, little sister, who's your superman? Hey, little sister, who's the one you want?«, sang er mit Billy Idol. Dann fuhr er zurück, stieß sich den Kopf am Türrahmen und ließ sich theatralisch zu Boden fallen.

»Roy-dee«, kreischte ich aus dem Bett.

»Little Sister«, rührte er und rappelte sich auf.

Er stand nicht so sehr auf Billy Idol, mehr auf Police und The Who, aber er wusste, dass ich ganz vernarrt in den Song war. Wenn er im Radio lief, sprintete Roy immer mit ausgestreckten Armen auf mich zu und sang lauthals mit.

Ich schrie über das Getöse hinweg. »Ich bin krank!«

»Was?«, schrie er zurück.

Ich deutete auf das Radio. Er stellte es leiser.

»Ich bin krank.«

Er kam ins Zimmer. »Wie seh ich aus?« Unter der Uniformweste trug er ein oranges Hawaiihemd und eine rotbraune Trainingshose.

»Grässlich. Die Farben beißen sich.«

»Gut!« Er nickte heftig. »Du bist mit dem Abwasch dran.«

»Kannst du das nicht für mich machen?«

Er sah mich prüfend an. »Was ist los mit dir?«

»Nichts.«

Er trommelte einen Rhythmus an der Tür. »Hast du nicht gesagt, du seist krank?«

Ich spürte, wie mir das Blut zu Kopf stieg. Mein Gesicht fühlte sich heiß an. »Ich hab meine Periode.«

»Deine was?«

»*Periode!*«

Er hörte auf zu trommeln. Ich hörte seinen Atem, leicht raselnd, er neigte immer zu Bronchitis. »Oh«, sagte er.

Er studierte eingehend das Muster seines Hawaiihemds. Während des Sommers hatte er sich die Haare wachsen lassen. Sie reichten ihm bis über die Ohren und kringelten sich am Kragen. Die Sonne fiel durchs Fenster über der Veranda, und die Nadeln des Immergrün schimmerten grün im Nachmittagslicht. Roy griff nach meinen Schlittschuhen und ließ sie an den Schnürsenkeln hin- und herschwingen.

»Fass sie nicht an«, sagte ich. Ich riss sie ihm weg und steckte sie unter die Bettdecke.

Er räusperte sich. »Heut Abend soll's regnen«, sagte er. »Was willst du, Alroy?«

»Du bist mit dem Abwasch dran.«

»Aber du musst es machen.«

»Nein, du.«

»Nein, du.«

»Nein, du.«

»Lusche«, sagte ich.

»Schwachkopf.«

»Mutant.«

»Volltrottel.« Aber jetzt hielt er es nicht mehr durch. Er musste grinsen. Zähne weiß wie Papier, drei Grübchen – zwei neben dem Mund und eine kleine Kerbe im Kinn.

»Alroy«, sagte ich.

Er verschwand wieder hinter der Tür. Er hustete einmal ras-

selnd. Bis vor kurzem hatte er eine schlimme Bronchitis gehabt. Er schaute noch mal herein, eine Hand am Rahmen, die andere an der Tür, und lächelte. Ich sah ihn nur zur Hälfte. Ein Streifen braunes Haar, sonnenbraune Haut und die scheußliche Orange-Braunrot-Kombi.

Draußen gurrte eine Trauertaube. Die Sonne schien heiß durchs Fenster, nichts wies auf das nahende Unwetter hin. Es war vier Uhr nachmittags. Ich wandte den Blick ab. Ich spürte irgendeine Regung der Luft, eine kaum wahrnehmbare Veränderung der Temperatur. Als ich wieder zur Tür sah, war Roy schon verschwunden.

Meine Schlittschuhe in den Händen, döste ich ein. Ich verschief das Abendessen und ging auch nicht zu meinem Abendjob im Kloster der Sisters of Mercy. Und ich schlief auch noch, als sich ein Unwetter über dem Lake Ontario zusammenbraute, sechs Kilometer weiter im Norden. Um ein Uhr nachts platzte der Himmel auf. Sturzbachartiger Regen prasselte herab, Wasserfluten verschwanden in den Gullys an der Penfield Road. Es schüttete die ganze Nacht und hörte auch noch nicht auf, als Roy am nächsten Morgen zur Arbeit aufbrach. Am Freitag, den 27. Juli 1984. Vater hielt ihn an der Tür auf.

»Was wollt ihr denn machen bei dem Regen?«, fragte er.

Roy warf seine Autoschlüssel mit der Rechten in die Luft, fing sie mit der Linken auf und zupfte seine Shorts zurecht. »Wir waschen die Golfwagen«, sagte er.

Um 5.51 Uhr hielt Vater ihm die Haustür auf. Roy lief hinaus in den Regen und verschwand. Erst zwei Stunden danach, als es schon zu spät war, ging ich in die Küche und sah es. Er hatte doch noch das Geschirr abgewaschen.

Als die Polizisten um sieben Uhr an diesem Morgen ins Haus kamen, hörte man nur den Regen aufs Dach prasseln und das Gluckern der überquellenden Gullys. Sie traten durch die Tür ins Trockene, standen mit ihren Hüten in der Hand im Vorraum, und das Grau ihrer Mäntel verschmolz mit dem grauen Licht draußen. Sie waren zu zweit. Der linke zeigte eine Marke in braunem Lederrahmen vor. Dass sie uns einen offiziellen Besuch abstatteten, beunruhigte mich nicht, nur ihre Kopfhaltung und wie sie mit den Füßen scharrten. Man roch förmlich das Mitleid. Mutter griff sich an den Hals und begann zu zittern. Sie flehte stumm, dass sie es nicht sagen würden.

Mrs. Smith, es hat einen Unfall gegeben.

Als sie es uns gesagt hatten, rannte ich aus dem Haus, schlug die Tür hinter mir zu, lief die Straße entlang. Das Wasser drang durch meine Hausschuhe. Einer der Polizisten lief mir nach. Vor dem Haus der Wilsons holte er mich ein, hielt mich an der Schulter fest und drehte mich zu sich herum. Sein Schnauzbart kräuselte sich in der feuchten Luft. Seine großen Hände fühlten sich schwer an auf meinen Armen. »Sie brauchen dich«, sagte er.

»Wer?«

»Deine Eltern. Sie brauchen dich jetzt. Du musst stark sein.«

Als die Polizisten gegangen waren, fuhr Mr. Henderson, unser Nachbar, uns in seinem giftgrünen Dodge Dart zu der Fabrik, in der Vater arbeitete. Vater stand vor der Fabrik am Straßenrand und wedelte mit dem Arm, als wolle er ein Taxi anhalten. Er hatte seine Krawatte zwischen zwei Knöpfe ins Hemd gesteckt, damit sie nicht in die Maschinen geriet. Ich stieg vorne ein, damit die beiden hinten sitzen konnten. Der Regen ließ ein wenig nach.

»Wo ist er?«, fragte Vater, als er einstieg.

Als Mutter es ihm sagte, versuchte Vater, auf dem Rücksitz aufzustehen. Mr. Henderson fuhrwerkte am Blinker herum und ordnete sich in den Verkehr ein. Das Gebläse des alten Dodge mühte sich ratternd mit den beschlagenen Scheiben ab. Als wir zu Hause ankamen, hörte der Regen auf. Sonnenstrahlen fielen auf die Blätter des Zuckerahorns, und der Baum strahlte auf im Licht. Noch nie zuvor hatte ich ihn so leuchten sehen, wie das grüne Licht einer Ampel. In diesem Moment sahen wir die Nachbarn, die sich auf dem Rasen versammelt hatten.

Sie hatten keine Aufläufe oder Pies aus dem Tiefkühlfach mitgebracht. Sie waren einfach in ihr Auto gestiegen und zu uns gefahren, oder sie waren aus ihren Häusern gelaufen, hatten die Tür hinter sich offen gelassen und standen nun vor unserem Haus. Alle hielten sich an sich selbst fest, pressten einen Arm an die Brust, griffen sich an die Stirn. Mrs. Henderson trug nur einen Ohrring. Mrs. Wilson hielt ihr Telefon umklammert, hatte das Kabel hinter sich hergeschleift, als sie über die Straße gelaufen war. Später am Vormittag saßen fünfundzwanzig Nachbarn im Wohnzimmer und in der Essecke, schnieften hinter vorgehaltener Hand und reichten Kleenex-Schachteln herum.

Das Telefon klingelte schon. Man musste es noch anderen Leuten sagen. Mutter griff nach ihrem blauen Adressbuch. Sie schlug es bei A auf, streckte die Hand nach dem Hörer aus und erstarrte. »Ich kann das nicht«, sagte sie. »Ich kann es den Leuten nicht sagen.«

Ich nahm ihr das Adressbuch aus der Hand und sagte, ich würde das übernehmen. Wir hatten noch ein Telefon im Keller. Im Halbdunkeln hockte ich auf dem Boden, an den Spielzeugschrank gelehnt, das Adressbuch auf den Knien, das schwarze Telefon mit der Wählscheibe neben mir, und wählte die erste Nummer.

Fast alle wussten es schon. Manche wussten mehr als ich. Die Jungen, die auf dem Golfplatz arbeiteten, wussten es. Einige waren nach Hause gegangen, andere hatten ihre Eltern von dort aus angerufen. Mrs. Whitman schrie auf, als sie meine Stimme hörte. »Einer der Jungen hat es mir gesagt, aber ich wollte es nicht glauben«, sagte sie. »Als ich deine Stimme hörte, wusste ich, dass es wahr ist.«

Einige Leuten fragten nach Einzelheiten: auf welcher Straße, in welchem Winkel, wann, was war am Auto kaputt. Sie glaubten, wenn sie wüssten, wie es zu dem Unfall gekommen war, könnten sie irgendeinen Sinn darin finden. Ich konnte ihre Fragen nicht beantworten. Ich wusste nicht, was passiert war.

Ich rief das Mädchen ein paar Häuser weiter an, mit dem Roy für diesen Abend verabredet gewesen war. Er war ein schüchternere Junge gewesen, der viel Zeit mit Lesen verbracht und erst zwei Rendezvous gehabt hatte. Dies hier wäre sein drittes gewesen. Das Mädchen hörte zu, als ich ihr sagte, es habe einen Unfall gegeben und Roy sei nicht mehr am Leben. »Danke für den Anruf«, sagte sie und legte auf.

Oben waren inzwischen Mutters Tennisclub-Freundinnen eingetroffen, allen voran Mrs. Volkmouth, die direkt vom Tennisplatz kam. Hilflos und verstört scharten sie sich im Vorraum mit ihren blütenweißen Tennisröckchen, und ich sah ihnen von der Treppe aus zu. Sobald jemand die Haustür aufmachte, klapperte das versilberte Kreuzifix, und die Tennisröcke flatterten im Luftzug. Unsere Diele sah aus wie ein Meer aus weißem Popeline.

Die Geistlichkeit traf ein – Pater Haskins, gefolgt von den Sisters of Saint Joseph. Sie brachten ein wenig Ordnung in das Durcheinander, baten alle zu einem Gebetskreis ins Wohnzimmer und sorgten dafür, dass Mutter sich anschloss. Was vernünftig war, um sie abzulenken. Vater sollte sich auch dazuset-

zen, aber er wanderte nur mit einem Staublappen in der Hand von einem Zimmer zum anderen.

Ich hätte bestimmt diesen endlosen schwarzen Tag lang wie angewurzelt auf der dritten Stufe der Dielentreppe gehockt, wenn Mrs. Volkmouth nicht gewesen wäre. Irgendwann klopfte sie Mrs. McGill auf die Schulter, entfernte sich von der Tennis-Gruppe, ging ins Wohnzimmer und ließ sich auf einem brokatbezogenen Fußschemel nieder. In der rechten Hand hielt sie ihren Tennisschläger, die linke drückte sie an ihre tränenfeuchte Wange. Sie brauchte etwas, das sah man. Sie entdeckte mich und bedeutete mir, zu ihr zu kommen.

»Kaffee.« Ihre Stimme klang tiefer als gewöhnlich. »Ich brauche Kaffee.« Ich goss ihr eine Tasse von dem Kaffee ein, den Vater morgens gekocht hatte. Sie trank einen Schluck, verzog das Gesicht und legte wieder den Handrücken an die Wange. »Der ist abgestanden.« Ihre Stimme zitterte. Sie beugte sich vor, den Kaffeebecher in der Hand, und sagte: »Wir brauchen frischen.«

Ich entdeckte die Gebrauchsanweisung in der Klappe der Kaffeemaschine und die Filter in dem kleinen Schränkchen neben den Konservendosen und kochte zum ersten Mal in meinem Leben Kaffee. Die Erwachsenen schütteten ihn tassenweise in sich hinein und verlangten mehr. Ich kochte nonstop Kaffee, von morgens bis nachmittags. Es wimmelte von fremden Menschen im Haus. Ich hörte, wie meine Mutter den Namen meines Bruders ausrief und Vater in der Diele weinte. Ich starrte auf die beige Kaffeemaschine mit ihrem nachgemachten Chromdekor und der sonderbar geformten Kanne und fand es faszinierend, wenn die ersten Tropfen zischend in das erhitzte Glas fielen.

Wenn neue verstörte Trauergäste hereinstürzten und ihre Taschen und Schirme fallen lassen, riefen sie immer nach Mutter.